

ZWISCHEN DEN RILLEN

Das passt gerade gar nicht



■ Mutter: „Mein kleiner Krieg“ (Die eigene Gesellschaft/Eigenvertrieb)

Über das allseits vernehmbare Gejammer von Musikern, keine Alben mehr zu verkaufen, kann die Berliner Noiserock-Band Mutter nur müde lächeln. Auch als es der Musikindustrie in den neunziger Jahren finanziell noch besser erging, waren Mutter als Band ziemlich erfolg- und mittellos. Und das ist bis heute so geblieben. Nach übereinstimmenden Aussagen blieb bei ihnen keine müde Mark hängen.

Selbst ihr längst als Klassiker gehandeltes Album „Hauptsache Musik“ (1994) mit seinen für Mutter-Verhältnissen unglaublich eingängigen Songs hat sich bis heute angeblich gerade 2.000-mal verkauft. Immerhin. Um Geld, Karriere oder sonstigen Popstar-Fummel ging es dieser eigenartigen Krachband mit Wurzeln in der Westberliner Punkszene ohnehin nie.

Null Bock auf Erfolg

Für Erfolg hätten sie auch Sachen machen müssen, auf die sie keinen Bock haben. Und Erfolg kommt für diese kompromisslose, ja halsstarrige Band nicht in Frage. Seit fast 30 Jahren ist Mutter nun schon eine Art Hobby von Musikern, die ihre Miete mit Jobs beim Film oder als Künstler zusammenkriegen. Und wenn die Zeit reif ist, veröffentlichten sie halt mal wieder ein neues Album auf dem bandeigenen Label „Die eigene Gesellschaft“, touren mit einem gemieteten Bus durch die Gegend und lehren ihre brachialen Konzerte herunter, bei denen man vorher nie weiß, ob Mutter den Saal leer spielen oder am Ende dann doch alle Zuschauer so elektrisiert und verschwitz sind wie Max Müller, der sich gerne auf dem Boden wälzende Sänger der Band.

Zwischen 2005 und 2010 herrschte Funkstille, bis Mutter vergangenes Jahr aus heiterem Himmel mit dem Album „Trinken Singen Schießen“ ankamen und jetzt, irgendwie überraschend, schon wieder eines mit dem Titel „Mein kleiner Krieg“ hinterherschoben. Nanu? Mit-

ten hinein in die Herbstdepression, Griechenelend und Eurokrisenstimmung platzt dieses Album mit seiner scheinbar nur zufällig zu Rock gewordenen Verweigerungshaltung, die jede musikalische Entwicklung der letzten 15 bis 30 Jahre konsequent ausblendet.

Und wirklich, die Musik von Mutter kriecht angenehm stumpf dahin, wie eine angefahrene Blindschleiche. Keine Sorge, da wird kein Popdiskurs vorangebracht und hinter all dem Ach und Weh, das hier die Hörer permanent penetriert, verbirgt sich sicher auch keine popkulturtypische Ironie.

Mutter sind so richtig schlecht drauf, anders will man es von dieser Band auch bloß nicht haben. Die stur in Moll gehaltenen Songs dehnen und strecken sich zu Schlagzeug-Gehumpel. Mehr Tempo würde bei der allgemeinen Niedergeschlagenheit, die hier verströmt wird, nur stören. Der Bass grollt, viel Akustikgitarre ist zu hören. Und urplötzlich erklingt mit „Kannadies“ sogar waschechter Punkrock, auf dem das Schlagzeug so schepprig klingt, als wäre es im Übungsraum mit einem Kassettenrekorder aufgenommen worden. Passt in der Dramaturgie gar nicht, aber auch dafür, dass etwas einfach nicht passt, lieben wir Mutter.

Und für die angemessen misanthropischen Texte von Max Müller. Sie haben ein hohes Verzweiflungslevel mit Cioran-Gütesiegel erreicht. Bereits mit den Songtiteln wird eine Welt beschrieben, „wo die Sonne nicht scheint“ und in der man sich sicher sein kann: „Der Mensch ist eine traurige Maschine.“ Nur noch weg von diesem Dasein, und so klagt Max Müller in „Regenwurm“ auch: „Ach könnt' ich doch ein Regenwürmchen sein.“

Da ist keine Wut, kein Zorn, nur noch Nihilismus und die Feststellung, wie aussichtslos alles Tun und Handeln ist. Wird es etwas bringen, gegen die Banken auf die Straße zu gehen? Bestimmt nicht! **ANDREAS HARTMANN**

■ Mutter live: 11. 11., Hannover, 12. 11., Bremen, 13. 11., Bielefeld, 16. 11., Bochum, wird fortgesetzt

BERICHTIGUNG

Location Scouting sei der zermürbendste Teil ihrer Arbeit, erzählte gestern die US-amerikanische Regisseurin Kelly Reichardt: „Heute sehen die Stadtbilder überall gleich aus, ein Taco Bell reiht sich an den nächsten. Die Orte verlieren allmählich ihren Charakter, ihre Spezifität.“ Nein, das ist kein Kulturpessimismus, bloß genau hingesehen.



Marzieh Vafamehr wurde im Oktober zu 90 Hieben und einem Jahr Gefängnis verurteilt, weil sie sich ohne Kopftuch filmen ließ. Foto: Miranda Brown Publ.

Bittere Ironie

IRAN Filmemacher, die ihre Werke aus Solidarität mit ihren iranischen Kollegen vom Teheraner Filmfestival zurückzogen haben, sind Zionisten, meint der Festivaldirektor

VON BERT REBHANDL

Es zählt zu den Besonderheiten des schiitischen iranischen Fundamentalismus, dass das Kino nie in seiner prinzipiellen Bedeutung angetastet wurde. Die Autoritäten brüsten sich sogar damit, dass seit der Islamischen Revolution 1979 „mehr als hunderttausend Kandidaten eine Filmbildung abgeschlossen haben“.

So ist es in einem bemerkenswerten offenen Brief der Veranstalter zu lesen, der auf der Webseite des gerade stattfindenden Festivals „Cinéma Verité“ in Teheran zu finden ist. Als Unterzeichner wird „der Direktor“ genannt. Bei ihm handelt es sich um Shafi Agha Mohammadian, der zugleich Leiter der staatlichen Behörde für die Produktion und Verbreitung von Dokumentarfilmen ist. Zu seinen Aufgaben gehört also auch die internationale Vermarktung iranischer Filme, andererseits werden beim Cinéma-Verité-Festival auch Produktionen aus dem Ausland gezeigt. Nun kam es allerdings zu einem Eklat, nachdem auf dem Festival Filme aus dem Ausland, die wegen der Inhaftierung unter anderem der iranischen Dokumentarfilmschaffenden Katayoun Shahabi zurückgezogen worden waren, trotzdem vorgeführt wurden.

Das eher kleine Dokumentarfilmfestival Cinéma Verité ist zu einem neuen Kristallisationspunkt des weltweiten Protests gegen die iranische Repression

und verteidigt die Anklage von Filmschaffenden mit einem herausfordernden Satz: „Wenn die Gesetze in Ihrem Land so verfasst sind, dass sie Filmemachern juristische Immunität zusichern, so würden wir davon gern erfahren, sodass wir es einrichten können, dass in unserem Land dieselben Garantien genossen werden können.“ An die Filmemacher, die ihre Filme von Cinéma Verité zurückzogen, richtet sich der Satz: „Die Verhaftung einiger Filmemacher ist kein ausreichender Grund.“ Die Entscheidung, Filme zurückzuziehen, wird als „unprofessionell und unethisch“ bezeichnet und sei zudem „im Einklang mit der zionistischen Bewegung“. Dieser Vorwurf liefert das Stich-

word für eine Ausweitung des Diskussionshorizonts. Denn wenn es um Menschenrechte geht, dann müssten nach Meinung des Verfassers auch die USA von Boykotten betroffen sein – aber gegen die Oscars und US-Filmfestivals gebe es keine „eindeutigen“ Initiativen dieser Art. Der Passus mit den Oscars ist deswegen von besonderem Belang, weil ausgerechnet Shafi Agha Mohammadian mehrfach öffentlich den Umstand verteidigt hat, dass die Islamische Republik Iran jährlich einen Oscar-Kandidaten für den besten „nicht englischsprachigen Film“ nominiert (damit allerdings noch nie in die eigentliche Auswahl kam). Für 2012 heißt der Kandidat übrigens „Nader und Simin – Eine Trennung“.

Mit seiner ideologischen und antisemitischen Polemik verweist der offene Brief an die ferngebliebenen Filmemacher noch auf ein zweites ursprüngliches Motiv der iranischen Revolution neben dem schiitischen Fundamentalismus. Der Verfasser beauftragt sich auf Occupy Wall Street als eine Bewegung, die ebenfalls gegen die „zionistische Lobby“ gerichtet sei. Diese übe Druck aus, um von der Finanzkrise abzulenken. Dass die zurückgezogenen Beiträge beim Festival nun außerhalb des Wettbewerbs doch gezeigt wurden, hätte „den 99 Prozent“ die Dokumentarfilme zurückgegeben. Eine revolutionäre Geste, deren Kontext der offene Brief in ihrer ganzen Ambivalenz sehr deutlich macht.

Der offene Brief auf der Webseite von Cinéma Verité ist eines der interessantesten Dokumente, die seit Langem in diesem Zusammenhang an die Öffentlichkeit gelangt sind. Dies zeigt sich an mehreren Punkten, die jeweils ein besonderes Licht auf den Charakter des iranischen Systems werfen. Schon im ersten Absatz räumt der Verfasser ein, dass die hunderttausend Absolventen von Filmlehrgängen keineswegs auch in diesem Metier arbeiten können. Es gibt seinen Angaben zufolge gerade einmal tausend Dokumentarfilmer im Iran, und von diesen „haben nur ein paar die Gelegenheit gefunden, Filme zu machen“. Scheinbar ohne sich der bitteren Ironie in dieser Formulierung bewusst zu werden, kommt der Verfasser unmittelbar auf „gesetzliche“ Beschränkungen zu sprechen

ANZEIGE

musikexpress.
taz, die tageszeitung

live

SCOTT MATTHEW

11. 11. **Baienfurt** – Hoftheater
20. 11. **Hannover** – Ballhof Eins
21. 11. **Berlin** – Heimathafen
Special Guest: **ROMAN FISCHER**

23. 11. **Köln** – Kulturkirche
Special Guest: **SNAILHOUSE**

05. 12. **München** – Muffathalle
Special Guest: **CLARA LUZIA**

www.scottmatthewmusic.com
www.queerbeat.de

ADticket

taz.shop

©TOM-Wochenkalender

Der Wochenkalender 2012 zum Aufhängen, mit kultigen Zeichnungen von ©TOM. 52 Blätter im Format 21 x 24 cm, Spiralbindung.

€ **995**

10 % Rabatt für taz-AbonnentInnen & taz-GenossInnen

taz Shop
Rudi-Dutschke-Straße 23 | 10969 Berlin
T (030) 2590 21 38 | F (030) 2590 25 38
tazshop@taz.de | www.taz.de

UNTERM STRICH

Kaffeeklatsch im Weltkulturerbe: Das ist seit Donnerstag in Wien möglich, denn nun gehört die für **Wien** typische Kaffeehauskultur zum Unesco-Weltkulturerbe. Doch nicht nur die von der Unesco genannten Marmortischchen, Logen und Details der Innenausstattung im Stil des Historismus tragen nun den Titel. Wohlgeremert gehört die gesamte Kultur dazu, die spezielle Atmosphäre der seit Ende des

17. Jahrhunderts existierenden Kaffeehäuser, weswegen der Klub der Wiener Kaffeehausbesitzer die Anerkennung auch als immaterielles Kulturerbe beantragt hatte.

Doch keine Insolvenz: Für das **Mecklenburgische Staatstheater** in Schwerin ist es gerade noch mal gut gegangen, die drohende Insolvenz wurde abgewendet. Nun folgt Kritik am Konzept der Landesregierung. Der Schweri-

ner Generalintendant **Joachim Kümmritz** sagte: „Mich trifft die Strategielosigkeit des Landes hart.“ Benötigt werde eine Theaterreform für das ganze Land. Das fordert auch die Linke. Es sei offenkundig, dass die finanzielle Ausstattung der Theater und Orchester im Land nicht ausreicht, erklärte der kulturpolitische Sprecher der Linksfraktion, **Torsten Koplin**, am Donnerstag. Der Aufsichtsrat der Staatstheater

GmbH hatte am Mittwochabend beschlossen, die vom Land angebotene Soforthilfe von **500.000 Euro** anzunehmen. Sie ist jedoch laut Schwerins Oberbürgermeisterin **Angelika Gramkow** (Linke) nur „eine lebensverlängernde Maßnahme“. Das Geld fehlt in Schwerin an allen Ecken. Das Staatstheater wäre im Dezember zahlungsunfähig gewesen, die Finanzlücke beträgt **1 Million Euro**.